

erreichte freilich eine künstlerisch reinere und abgerundete Darstellung, aber eben jene Dämpfung läßt auch seine Vorzüge nicht mehr zu voller Geltung gelangen; statt der wilden, ungezügelter Genialität finden wir hier manchmal eine etwas holperige, ängstliche Sorgfalt, und nur in dem dritten Kapitel, das vermutlich erst im Jahre 1840 hinzugefügt worden ist, läßt er seiner Laune und den Eigentümlichkeiten seiner Begabung wieder mehr die Zügel schießen. Indessen auch in den ersten Kapiteln sind manche Schilderungen von großer Anschaulichkeit und packender Kraft, so vor allem die Beschreibung des verworrenen, anziehenden, eigentümlichen Treibens auf der Frankfurter Messe. Das Werk zeigt nicht jene übermäßigen Ausschweifungen, die uns sonst gelegentlich bei Heine begegnen, aber es ist auch nicht durch so große Vorzüge origineller und scharfer, satirischer und humoristischer Auffassungen ausgezeichnet. Immerhin müssen wir bedauern, daß uns nur ein Bruchstück des ursprünglich Geschriebenen erhalten geblieben ist; bei einer Feuersbrunst im Hause der Mutter gingen Fortsetzung und Schluß des Werkes in Flammen auf.

III. In Paris (1831—56).

Im Mai 1831 traf Heine in der französischen Hauptstadt ein. Sein Hauptgedanke war, von dort aus seine politischen Kämpfe mit größerer Sicherheit führen zu können. Das liebenswürdige weltstädtische Wesen der Franzosen gefiel ihm außerordentlich; ebenso war er von den Merkwürdigkeiten der Stadt in hohem Grade befriedigt. Er suchte sich mit allem schnell bekannt und vertraut zu machen, mit dem Straßenleben, mit den Museen, mit den Herrlichkeiten der Bibliothèque Nationale, mit denen des Jardin des plantes, mit den feineren und niederen Bergnütungslokalen, der Grand' Chaumière zc. „Frankreich“, schreibt er, „sieht aus wie ein Garten, wo man alle schönsten Blumen gepflückt, um sie zu einem Strauße zu verbinden, und dieser Strauß heißt Paris. Es ist wahr, er duftet jetzt nicht mehr so gewaltig wie nach jenen Blütetagen des Julius, als die Völker von diesem Dufte betäubt wurden. Er ist jedoch noch immer schön genug, um bräutlich zu prangen an dem Busen Europas. Paris ist nicht bloß die Hauptstadt von Frankreich, sondern der ganzen zivilisierten Welt, und ist ein Sammelplatz ihrer geistigen Notabilitäten.“ Noch schwelgte er in Erinnerungen an die Großthaten der letzten Revolution: „Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gerne aufgestanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgestiegen,

um Bürger zu werden von Paris!“ Sehr bald gelang es ihm, Beziehungen zu einflussreichen Männern der Hauptstadt anzuknüpfen; vor allem hatte er an den Baron von Rothschild Empfehlungen mitgebracht, in dessen Hause er die ersten Vertreter der Diplomatie antraf. Mit Rothschild lebte er lange Zeit im besten Einvernehmen; er spendete ihm reichliches Lob in seinen Artikeln über das Pariser Leben, bis in der Mitte der vierziger Jahre eine Spannung eintrat, die aber doch bald wieder beseitigt wurde und äußerlich freundlichen Beziehungen Platz machte. Er lernte ferner den einflussreichen Musikverleger Schlesinger kennen, die Komponisten Hiller, Rossini, Berlioz, Liszt und Chopin und traf später auch mit Meyerbeer und Mendelssohn zusammen; er verkehrte außerdem mit Michael Beer, dem Grafen Breza, Donndorf und anderen. Einen Hauptsammelplatz für die deutsche Kolonie bildete die Buchhandlung von Heideloff und Campe, wo er Alexander von Humboldt, Koreff und anderen begegnete. Er war bald in die erste Pariser Gesellschaft eingeführt, und es gelang ihm, dort vielseitige Beachtung und Würdigung zu finden.

Im Oktober des Jahres 1831, bald nach seiner Rückkehr aus Boulogne sur Mer sah er den alten Kampfesgenossen Ludwig Börne wieder. Anfangs waren ihre Beziehungen leidlich gut, aber bald verursachte ihre politische Nebenbuhlerschaft sowie die große Verschiedenheit ihres Charakters eine Entfremdung der beiden. Börne lag gleichsam auf der Lauer, um den Schwächen Heines mit gieriger Hast aufzuspähen und um über sie an seine Freundin, die Frau Wohl in Frankfurt a. M., mißgünstige und gehässige Berichte zu geben (vergl. Bd. VII, S. 3 ff.). Schon im Mai 1832 standen beide sehr schlecht; Börne hielt Heine für einen Abtrünnigen der liberalen Sache, Heine seinerseits hielt jenen für einen überspannten Radikalen, für einen Verrückten. Mit Recht weigerte er sich, an den Umtrieben der sogenannten deutschen Association teilzunehmen, und ebendieser Umstand zog ihm Börnes bitteren Haß zu. Der Bruch wurde vollständig, als Börne nach dem Erscheinen von Heines „Französischen Zuständen“ an diesen in seinen „Pariser Briefen“ eine sehr scharfe Kritik übte, als er ferner die „Europe littéraire“, eine große Zeitschrift, für welche auch Heine Mitarbeiter war, öffentlich lächerlich zu machen suchte, und als er vollends im „Réformateur“ Heines Buch „De l'Allemagne“ in gehässiger Gestinnung herabsetzte. Heine antwortete zunächst auf diese Angriffe nicht, sein Groll aber wuchs im stillen weiter, bis er nach Börnes Tode, durch die übertriebenen Lobpreisungen des verstorbenen Volkstribuns geweckt, zu heftigem Ausbruch kam.

Das Jahr 1832 brachte einen schlimmen Gast nach Paris, die Cholera. Während die meisten Hals über Kopf vor der Krankheit das Weite

suchten, blieb Heine ruhig zurück, vor allem beschäftigt mit der Pflege seines damals in Paris weilenden Veters Karl, des Sohnes von Salomon Heine. Das Jahr 1832 brachte fernerhin politische Unruhen, wie den Aufstand bei der Beerdigung des Generals Lamarque. Heine hatte bereits zu Ende des Jahres 1831 eine ausführliche politische Berichterstattung für die „Allgemeine Zeitung“ übernommen, welche er indessen auf Betreiben von Genz im Juli 1832 wieder aufgeben mußte (vergl. Bd. V, S. 7). Zu Ende des Jahres gab er diese Berichte mit einer Vorrede voll des bittersten Hasses gegen Preußen unter dem Titel „Französische Zustände“ in Buchform heraus. — Dieses Jahr 1832, in dem der Tod so reiche Opfer verlangte, raubte auch Heine zwei nahe befreundete Seelen, Ludwig und Friederike Robert, und im nächsten Jahre mußte er den Verlust der teureren, geistvollen Rahel beklagen. In ebendenselben Jahre 1833 verbrannten dem Dichter zu Hamburg im Hause seiner Mutter die wichtigen Papiere, unter denen sich der größte Teil des „Rabbi von Bacherach“ befand.

Im Oktober 1834 trat in Heines Leben ein Ereignis von hervorragender Bedeutung ein. Er lernte eine schöne junge Französin, Crescentia Eugenie Mirat, kennen, zu der er bald in leidenschaftlichster Liebe entflammte. Sie war angeblich die natürliche Tochter eines vornehmen Mannes, 1815 im Weiler Binot des Departements Seine-et-Marne geboren; aber dieser vornehme Vater hatte sich nie um seine Tochter bekümmert, sie war vielmehr fast ohne jede Erziehung in ärmlichen Umständen aufgewachsen. Mit 15 Jahren kam sie nach Paris, da sie mit ihrer Mutter auf schlechtem Fuße stand und sich nicht mit ihr vertragen konnte; hier trat sie als Verkäuferin in das Schuhwarengeschäft einer Tante ein, wo Heine, der häufig an jenem Laden vorüberkam, sie kennen lernte. Sie war ein außergewöhnlich schönes, frisches, lebenswürdiges, leidenschaftliches Mädchen. Ihr reizender Mund, der beim Lachen eine Reihe blendend weißer Zähne erblicken ließ, die Grübchen ihrer Wangen, ihre zarte Hautfarbe, ihr kastanienbraunes Haar, ihre wohlklingende Stimme wirkten bestrickend auf die Seele des Dichters. Sie ward nach kurzer Zeit mit ihm in Liebe vereinigt, und es begann jetzt für Heine eine Zeit bacchantischen Rausches und übersprudelnder Sinnenlust. „Haben Sie“, schrieb er an Lewald, „das Hohelied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.“ Indessen von dieser wilden, verzehrenden, hinreißenden Leidenschaft suchte sich der Dichter nach einiger Zeit zu befreien; eifersüchtige Qualen folterten ihn zu sehr: das junge, vergnüungsfüchtige, pußliebende, allbewunderte Mädchen suchte überall in den

Strudel aufregender Freuden hinabzutauchen, und selbst Heine, der frei war von philiströsen Bedenken, konnte ihr nur mit Widerstreben in diesem Taumel folgen (vergl. Bd. V, S. 346). Um die Mitte des Jahres 1835 kam es zu einem Bruch der beiden. Mathilde (so nannte Heine die Geliebte) wollte sich dem zurechtweisenden Zwange Heines nicht fügen, er sich nicht ihren aufbrausenden Launen. Für mehrere Monate verließ er Paris und wohnte auf dem Schlosse Jonchère bei St.-Germain, das einer vornehmen Dame, der Fürstin von Belgiojoso, gehörte. Hier in dieser reineren Sphäre meinte er einen wahren Abscheu vor allem, was „gemein und müffig“ sei, zu bekommen. „Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer.“ Von Jonchère begab er sich mehrere Monate lang zu stiller Arbeit nach Boulogne sur Mer, und erst im Dezember desselben Jahres kehrte er nach Paris zurück, in der Absicht, auch jetzt nicht lange dort zu verweilen und vielmehr nach Versailles überzusiedeln. Indessen leidenschaftliche Gewalt führte Heine und Mathilde aufs neue zusammen. Er gab die Reise nach Versailles auf, bezog eine behagliche Wohnung in der Cité Bergère und nahm Mathilde dauernd in sein Haus als Lebensgefährtin auf. Seit dieser Wiedervereinigung betrachtete er sie als seine Frau, ließ sich mit ihr an öffentlichen Orten, in Theater und Konzerten sehen. Freilich besaß Mathilde keineswegs die Tugenden einer Hausfrau: wie ihre eigentliche Bildung im höchsten Grade vernachlässigt war, so auch ihre Fähigkeit als Verwalterin eines Hausstandes, für welchen vielmehr ihre Gesellschafterin Pauline eintreten mußte. Heines Liebe zu ihr blieb bestehen mit leidenschaftlicher Gewalt; als er einst in einer Gastwirtschaft Studenten, die an dem Nachbartische saßen, in auffallender Weise mit Mathilde liebäugeln sah, trat er ihnen in heftiger Erregung entgegen und versetzte dem, der sich am unpassendsten benommen hatte, ohne weiteres eine Ohrfeige. Es kam deswegen zu einer Forderung auf Pistolen, und in der Frühe des 1. Mai 1837 fuhren die Gegner zum Zweikampf in das Gehölz von St.-Cloud, wo es indessen durch eine Erklärung Heines vor dem Kugelwechsel zu einer Ausöhnung kam. Bei anderen derartigen Gelegenheiten hat Heine übrigens mehr Mut und Entschiedenheit an den Tag gelegt. Aber trotz aller Liebe zu Mathilde erwog er während der ersten Jahre der Vereinigung mit ihr noch immer die Möglichkeit einer Trennung: die Wildheit der teureren Person, wie er sich ausdrückte, beängstigte ihn unaufhörlich; und am 18. Oktober 1837 schrieb er seinem Freunde Lewald: „Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist deshalb heilsam, dergleichen vorher zu wissen, um nicht vom dunklen Augenblick

bezwungen zu werden.“ Doch zu einer solchen Trennung kam es nicht. Heine war bemüht, die Lücken von Mathildens Bildung notdürftig auszufüllen, was ihm indessen nie recht gelungen ist. Das wilde, verwirrende, ungefühme Leben mit seinem kleinen Hausbesuw, wie er sie nannte, wurde fortgesetzt; nicht selten kam es zu aufgeregten Szenen. Ein drolliger Zug kindischer Zänkerey mag hier erwähnt werden: Mathilde besaß eine ausgesprochene Vorliebe für ihren Papagei, und da sie ihm einst geflissentlich schmeichelte, während sie mit ihrem Geliebten schmollte, ließ sich dieser aus Eifersucht hinreißen, das Tier zu vergiften. Sie stellte sich aber nun so ungebärdig, daß Heine nichts anderes übrigblieb, als noch am selben Tage den alten gefiederten Liebling durch einen neuen zu ersetzen. Im Winter lebte man meist in Paris teilnehmend an den herauschenden Vergnügungen der Hauptstadt, im Sommer in dem lieblichen Montmorency. Trotz aller Schwächen, die Mathilde besaß, erkaltete Heines leidenschaftliche Liebe für sie niemals, wofür seine flammenden, erregten und eifersüchtig besorgten Briefe vom Jahre 1843 sowie auch viele Zeugnisse aus seinen letzten Lebensjahren den besten Beleg geben.

Zu Ende des Jahres 1835 begann für ihn eine Zeit langwieriger litterarischer Kämpfe: damals eröffnete Wolfgang Menzel seine ungestümen Angriffe gegen das „junge Deutschland“. Heine war über Menzels Verfahren in tiefster Seele entrüstet und empört, er sah in ihm einen ausgemachten Schurken, einen niedrigen, kleinlichen Heider. Die jungdeutsche Litteratur hatte unter der Führung Heines vor allem eine journalistische Opposition gegen die politischen und sozialen Mißstände ausgebildet, sie hatte hierbei viel kecken Übermut, sittliche Ungebundenheit und religiöse Freigeisterei zur Schau getragen und hatte vor allem nach jener stilistischen Würze gestrebt, die man nur mit dem französischen Worte Esprit vollkommen bezeichnen kann. Außer Börne und Heine, den Führern dieser jungdeutschen Bewegung, gehörten Wienberg, Gutzkow, Laube, Kühne, Mundt und andere zu dieser Schriftstellergruppe. Bisher hatte Menzel die besten Beziehungen zu ihnen unterhalten, wie er ja auch zu Heine in freundlichem Einvernehmen gestanden hatte; er hatte im Jahre 1832 Gutzkow die Redaction des „Litteraturblattes“ vermittelt und blieb auch nach dessen baldigem Rücktritt ihm freundschaftlich gewogen. Als indessen Gutzkow bald darauf an dem in Frankfurt a. M. erscheinenden „Rhönitz“, dem gleichfalls ein Litteraturblatt beigegeben wurde, eifrig beteiligt war, da erkaltete die Gunst des einflußreichen Menzel. Vollends ward er aufgebracht, als eine größere litterarische Zeitschrift mit dem Titel „Deutsche Revue“, deren Leitung Gutzkow übertragen worden war, angekündigt wurde. Und jetzt, persönlich gereizt und durch

die bevorstehende Konkurrenz in Schrecken gesetzt, erhob er seine wüsten Anklagen gegen das „junge Deutschland“, indem er zunächst Gutzkows ebenso thörichten wie unfittlichen Roman „Wally, die Zweiflerin“ zur Zielscheibe seiner kritischen Geschosse machte¹. Die Anklagen Menzels, die er mit wilder Gehässigkeit in seinem Litteraturblatt fortsetzte, hatten zur Folge, daß Gutzkow wegen seiner „Wally“ zu dreimonatlicher Gefängnishaft verurteilt und alle Schriften und Zeitschriften der jungdeutschen Schriftsteller polizeilich verboten wurden. Aber hiermit war es noch nicht genug. Aufgeregt durch Menzels Beschuldigung, faßte die reaktionäre Bundesregierung am 10. Dezember 1835 die berüchtigten Beschlüsse gegen das „junge Deutschland“, durch welche die dieser Gruppe zugehörigen Schriftsteller so gut wie mundtot gemacht werden sollten; selbst Bücher, die sie künftig herausgeben möchten, wurden durch das Verbot getroffen (vergl. Bd. VII, S. 545 ff.).

Seine war über diese Maßregel anfangs nicht sehr besorgt. Er hielt sie für teilweise lächerlich. Mit seinem Schreiben an die Bundesversammlung (Bd. VII, S. 530) glaubte er wohl selbst kaum Erfolg zu haben, aber er hielt fest zur Sache. Er suchte nicht seine Gefinnungen zu verleugnen, wie dies Laube und Mundt thaten, sondern er bekannte sich mit Entschiedenheit zu dem, was er geschrieben hatte. Seine Sorglosigkeit in dieser Sache war indessen doch zu weit gegangen, das schmählische Verbot schädigte ihn in finanzieller Hinsicht sehr bedeutend, zumal es zu einer Zeit erlassen wurde, als Seine durch kostspieliges Leben und durch Bürgerschaft für einen Freund mit der bedeutenden Schuldenlast von 20,000 Franken bedrückt war. Überdies war er damals an der Gelbsucht erkrankt und erwerbsunfähig geworden, und er mußte eine längere Erholungsreise nach Südfrankreich unternehmen. Zur Aufbesserung seiner Lage trug er auf Lewalds Rat seinem Verleger Campe an, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten, wofür ihm der Verleger bei einer Verlagsfrist von 11 Jahren die Summe von 20,000 Franken auszahlte. Von dem Oheim Salomon, der unserm Dichter nach seiner Übersiedlung nach Frankreich einen Jahresgehalt von 4000 Franken gewährte, durfte er damals keine Unterstützung erwarten, da er sich mit ihm aufs neue überworfen hatte. Freilich kam es im Jahre 1838, als Salomon sich in Paris aufhielt, zu einer vollständigen Versöhnung und sogar zu einer Erhöhung der Pension von 4000 auf 4800 Franken.

Hatte aber auch Seine seine Schulden gedeckt, so war er dennoch keineswegs im Besitz der Mittel, die er für seine Art des Lebens notwendig

¹ Vergl. Bd. IV, S. 299 ff.

gebrauchte. Er entschloß sich daher zu einem Schritte, den wir als den bedenklichsten, den er je gethan, ansehen müssen. Die französische Regierung zahlte nämlich vielen Ausländern, die, durch Geburt oder hervorragende Leistungen ausgezeichnet, in Paris in gedrückten Umständen lebten, aus einem geheimen Fonds Unterstützungen von teilweise sehr erheblichen Summen. Von diesem „Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich kompromittiert hatten“, suchte auch Heine jetzt Gewinn zu ziehen. Wohl schon 1836 oder 1837 bewarb er sich um eine solche Staatspension und bezog bis zum Ausbruch der Februarrevolution eine Summe von jährlich 4800 Franken.

Aber noch auf andere Weise suchte der Dichter, der nie gelernt hatte, haushälterisch mit dem Gelde umzugehen, seine Vermögensumstände zu verbessern. Er plante im Jahre 1837 die Begründung einer großen politischen Zeitung, für die ein Freund bereits 150,000 Franken zur Verfügung stellen wollte, während ein anderer den Anzeigeteil des Blattes für jährlich 50,000 Franken zu pachten bereit war. Die Vorbedingung war indessen, daß die Zeitung in Preußen ungehinderten Eingang finden könne; und zu diesem Zwecke nahm Heine abermals, wie so oft schon früher, die Vermittelung Varnhagens in Anspruch und äußerte sich in seinen Briefen mit solcher Anerkennung für Preußen, mit solcher Abneigung gegen das konstitutionelle System, daß wir ihn aus nicht ganz lauterer Beweggründen abermals als einen halb und halb Abtrünnigen der liberalen Sache erkennen, ebenso wie im Jahre 1828 in München. Preußen war indessen nicht geneigt, dem Verfasser der Vorrede zu den „Französischen Zuständen“ Vertrauen zu schenken; die Zusicherung ungehinderten Eingangs der „Pariser Zeitung“ in Preußen blieb aus, und das ganze Unternehmen verlief im Sande. Auch eine im nächsten Jahre (1838) geplante Monatschrift: „Paris und London“, trat niemals ins Leben.

Den Angriffen Menzels folgten bald diejenigen der schwäbischen Dichter. Die Schwaben, vor allem Gustav Schwab, Justinus Kerner, Karl Mayer, Gustav Pfizer und andere, waren seit langer Zeit mit Heine nicht zufrieden; und als zu Anfang des Jahres 1836 Heines „Romantische Schule“ mit einer nicht ganz günstigen Besprechung Ahlands erschien, wandten sie sich mit Entrüstung von dem Dichter des „Buches der Lieder“ ab. Schwab gab mit Chamisso zusammen den deutschen „Musen-Almanach“ heraus, der zu Leipzig im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung erschien. Der Verleger wünschte, daß der Jahrgang 1837 mit

Heines Bildnis geschmückt werde, und setzte sich deshalb mit diesem selbst in Beziehung. Sobald aber Schwab hiervon Mitteilung erhielt, zog er sich von der Redaktion des „Musen-Almanachs“ zurück und veranlaßte seine Freunde, die Dichter der schwäbischen Schule, diesmal keine Beiträge für das Taschenbuch zu liefern. Hiervon dürfte Heine schon im Herbst des Jahres 1836 Kenntnis bekommen haben; er rächte sich für diesen Schwabenstreich durch seine ausfälligen Bemerkungen in dem Tannhäuserliede, das er mit den „Elementargeistern“ am 5. November 1836 an Campe absandte. Dieses Lied erschien im dritten Bande des „Salons“ im Frühsommer 1837. Gleichzeitig schrieb Heine damals seine Vorrede über den Denunzianten Menzel, voll des wüchtigsten, ingrimgigsten Hasses, die gleichfalls im Jahre 1837 nach langen Bedenken der Zensurbehörden herausgegeben wurde. Nach diesen Angriffen auf die Schwaben veröffentlichten diese erbitterte Schmähschriften gegen Heine, vor allem Gustav Pfizer seinen Aufsatz „Heines Schriften und Tendenz“ im ersten Bande der „Deutschen Vierteljahrschrift“, der zu Anfang des Jahres 1838 erschien. Hierauf erwiderte Heine in seinem derb satirischen, aber äußerst witzigen „Schwabenspiegel“, den er im Mai 1838 zu Papier brachte. Auch später noch im „Atta Troll“ und in Gedichten, die er auf seinem Krankenlager schrieb, brachte Heine ebenso bissige wie witzige Ausfälle gegen die Schwaben vor.

Außer diesen Kämpfen mit den Schwaben hatte Heine in dieser Zeit auch ärgerliche Zerwürfnisse mit den Genossen der jungdeutschen Schule. Seine Beziehungen zu Gutzkow waren in der Mitte der 30er Jahre gut und freundschaftlich gewesen. Gutzkow hatte dem deutschen Aristophanes reiches Lob gespendet, er hatte im Jahre 1836 der Nation öffentlich empfohlen, dem von Geldnot niedergebrückten Dichter ein Landgut zu kaufen oder ihm seine Schulden zu bezahlen, wie es die Engländer mit Walter Scott gemacht hatten. Seine Freunde Wiehl und Beurmann hatten durch Gutzkows Empfehlungen die freundlichste Aufnahme in Heines Hause in Paris gefunden. Doch diese schon entgalteten dessen gastliche Gefälligkeit mit schönem Andank: Beurmann veröffentlichte Ende 1837 einen gefäßigen Aufsatz über Heine, ohne hiedurch Gutzkows Freundschaft zu verlieren, und Wiehl schrieb einen Schmähartikel, „Heinrich Heine in Paris“, der in dem „Telegraphen“ 1838 erschien. Diese Zeitschrift, ursprünglich ein Beiblatt der „Frankfurter Borsezeitung“, war 1837 unter Gutzkows Redaktion in Campes Verlag übergegangen. In ihr war auch der Aufsatz Pfizers ohne scharfe Widerlegung besprochen worden. Derartiges Benehmen Gutzkows und Campes mußte Heine in der That stutzig und verdrießlich machen; und Gutzkow,

schon damals von heftigstem Ehrgeiz getrieben, suchte, uneingedenk seines früheren Lobes für Heine, zu einer letzten Entscheidung, zu einer schroffen Abrechnung mit Heine zu gelangen. In einem Briefe vom 6. August 1838 machte er ihm, der damals einen zweiten Band des „Buches der Lieder“ zu veröffentlichen beabsichtigte, scharfe Vorwürfe über die Unsitlichkeit der Lieder, die dieser Band enthalte; durch Campe's Vermittelung hatte er nämlich Einsicht in Heines Manuskript bekommen. Er riet ihm entschieden von der Veröffentlichung ab¹. Heine antwortete darauf mit großem Geschick, dankte dem jüngeren Mitstrehenden dafür, daß er ihn auf den Splitter in seinem Auge aufmerksam gemacht habe, und unterließ in der That die Herausgabe jenes Gedichtbandes, der erst sechs Jahre später unter dem Titel „Neue Gedichte“ erschien. Ja Heine ging in seiner Gutmütigkeit so weit, daß er die Nachrede zu jenen Gedichten, eben jenen erwähnten „Schwabenspiegel“, in dem von Gutzkow herausgegebenen „Jahrbuch der Litteratur“ abdrucken ließ. Sein Vertrauen wurde ihm aber schlecht vergolten: der Aufsatz wurde schmähtlich verstümmelt durch Gutzkow sowohl wie durch Campe; im „Telegraphen“ wurden allerlei böshafte Bemerkungen über ihn vorgebracht, und Heine hatte berechtigten Grund, über dieses Verhalten solcher falschen Freunde, vor allem seines Verlegers, der durch Heines Werke ein reicher Mann wurde, aufgebracht zu sein. Er schrieb daher seinen offenen Brief „Schriftsteller-Nöten“, in welchem er Campe über sein Benehmen die bittersten Vorwürfe machte, freilich aber auch sich selbst dadurch schadend, daß er ausführliche, verletzende Stellen aus Campe's Privatbriefen wörtlich anführte. Vor allem Ludwig Wiehl war sehr schlecht dabei weggekommen; er antwortete daher durch eine öffentliche Erklärung, die aber gleichzeitig mit einer sehr witzigen Parodie Heines in der „Zeitung für die elegante Welt“ erschien (vergl. Bd. VII, S. 533). Gutzkow, der noch milde behandelt worden war, rückte seinerseits eine längere Entgegnung im „Telegraphen“ ein (Nr. 75 und 76 des Jahrganges 1839).

Aber mit diesen unerquidlichen öffentlichen Fehden sollte es noch nicht so bald zu Ende kommen. Im Juli 1840 erschien Heines Buch über Börne, das überall die Wut gegen ihn im höchsten Grade steigerte; er hatte in das liberale Wespennest gestochen und wurde jetzt mit Schmähungen und müßten Beleidigungen von allen Seiten überhäuft (Bd. VII, S. 10—13). Zunächst brachte Gutzkow heftige Angriffe im „Telegraphen“, und Heine durfte mit Recht ungehalten darüber sein, daß Campe derartiges gegen ihn in einer Zeitschrift seines Verlags zuließ.

¹ Bgl. Bd. II, S. 199.

Heine antwortete hierauf nicht. Er hatte zunächst zu viel zu schaffen mit anderen Gegnern, die damals mit allen Mitteln der Gemeinheit über ihn herfielen. In seinem Buche hatte er höchst unbedachterweise ungünstige, ja beleidigende Bemerkungen gegen Börnes' Freundin, Frau Wohl, veröffentlicht, die sich inzwischen mit einem Herrn Salomon Straus in Frankfurt a. M. verheiratet hatte. Dieser Herr Straus, die Blüte des Frankfurter Ghettos, wie Heine ihn nannte, setzte alle Mittel der Presse gegen ihn in Bewegung. Er reiste nach Paris, wo er nach seiner allerdings durch Heine entschieden bestrittenen Behauptung diesem auf offener Straße eine Ohrfeige gab. Infolge dieses Vorfalls kam es am 7. September 1841 zwischen beiden zu einem Duell im Thale von St.-Germain, nachdem Herr Straus zunächst lange Zeit in wenig mutvoller Weise sich zurückziehen versucht hatte (vergl. Bb. VII, S. 10—13). Heine ward von dem Gegner leicht verwundet, er selbst schoß in die Luft. Wenige Tage vorher hatte er sich mit Mathilde kirchlich trauen lassen, da er den Wunsch hatte, für alle Fälle ihre Zukunft zu sichern. Die Trauung fand in der Kirche von St.-Julien am 31. August 1841 statt, nachdem dem Dichter unter der üblichen Bedingung Konsens erteilt worden war, daß die Kinder, die aus dieser Ehe hervorgehen möchten, im katholischen Glauben erzogen würden. Gern sagte Heine zu, da er wußte, daß ihm Nachkommenschaft versagt bleiben werde.

Einen großen Teil der Schmähungen, die Herr Straus über Heine verbreitete, lernte dieser erst kennen, als er im Jahre 1841 in dem Pyrenäenbad Caunterets verweilte. Dieser Ort bildet den landschaftlichen Hintergrund seines berühmten Gedichts „Atta Troll“, welches er im Jahre 1842 verfaßte. Dasselbe Jahr brachte ein Ereignis, das auch Heine schmerzlich berührte, den großen Hamburger Brand, der vom 5.—8. Mai einen bedeutenden Teil der Stadt vernichtete. Über den Eindruck, den dieses Ereignis in Paris hervorrief, berichtete er in einem Artikel für die „Allgemeine Zeitung“, wie er denn überhaupt seit Februar 1840 seine Aufsätze für dieses Blatt wieder aufgenommen hatte; er führte die Berichterstattungen, die jetzt, da er die französische Staatspension genoß, immerhin milder ausfielen als früher, im Jahre 1832, bis zur Mitte des Jahres 1843 fort. Damals hatte er das Guizotsche Bestechungssystem öffentlich und freimütig erörtert, dergestalt, daß ihm wohl ein leichter Verweis von der französischen Regierung erteilt worden sein dürfte. Fortan übersandte er meist nur Berichte über nichtpolitische Dinge an das Augsburger Weltblatt.

Im Oktober 1843, nach zwölfjährigem Aufenthalt in Frankreich, reiste Heine zum ersten Male nach der Heimat, insbesondere nach Hamburg,

zurück. Es war das Verlangen, Mutter und Schwester wiederzusehen, der Wunsch, von Salomon Heine eine finanzielle Zusicherung für Mathilde zu erhalten und die Absicht, mit Campe einen neuen Verlagsvertrag abzuschließen, was ihn zu der Reise veranlaßte. Er übertrug Campe das Verlagsrecht für alle seine bisherigen Schriften in unbeschränkter Auflage und für alle Zeit gegen eine Jahresrente von 2400 Franken, die nach Heines Tode auf seine Gattin übergehen sollte. Man liest diese Abmachung mit Lächeln und Kopfschütteln, wenn man bedenkt, welche ungeheuren Summen der kluge Verleger mit diesen Werken seines gangbarsten Autors zu verdienen wußte. Zu dem Heim, der sehr leidend war, wußte Heine wiederum die freundlichsten Beziehungen anzuknüpfen. Mit Mutter und Schwester und mit anderen nahen Verwandten verbrachte er glückliche Stunden. Inäbesondere aber scheint ihm Theresie, die er gleichfalls hier wieder sah, ihr liebendes Herz ausgegühtet zu haben, ohne aber in der Seele des Dichters die verloschenen Glutn wieder anzufachen. Nach der Rückkehr entwarf Heine sein Wintermärchen „Deutschland“, in welchem er die Enttäuschungen, die ihm das politische, soziale und geistige Leben Deutschlands erregt hatte, zu poetischem Ausdruck brachte. Im nächsten Jahre, im Herbst 1844, reiste er abermals nach Hamburg, diesmal in Begleitung seiner Gattin Mathilde, die aber, der deutschen Sprache nicht mächtig, sich hier wenig wohlfühlte und auch wohl bei den reichen Hamburger Verwandten nicht eben den günstigsten Eindruck zurückließ. Heine hielt es daher für besser, sie nach wenigen Wochen allein, unter einem entsprechenden Vorwande, nach Paris zurückzuschicken, wohin er ihr die liebevollsten, leidenschaftlichsten Briefe sandte. Wie schon in früheren Jahren, 1837, 1841 und vor mehreren Monaten zu Anfang des Jahres 1844, war auch Heine jetzt von einem heftigen Augenleiden befallen, infolgedessen er für einige Zeit des Gesichtes fast beraubt war. Zu Ende des Jahres folgte er der Gattin nach Paris.

Raum dort angelangt, erhielt er die Nachricht von dem am 23. Dezember 1844 erfolgten Ableben seines Heims Salomon und gleichzeitig davon, daß dieser in seinem Testament ihn, alles in allem, ein Legat von 8000 Franken ausgesetzt habe. Heine war wie versteinert über diese Nachricht. Fest hatte ihm der Heim zugesagt, daß die Pension, die ihm bis dahin gezahlt worden war, auch nach seinem Tode fortlaufen sollte; jetzt zeigte sich, daß das Testament nichts hierüber enthielt, und Salomons Erbe, sein Sohn Karl, weigerte sich, das frühere Versprechen des Vaters zu erfüllen. Die Bestürzung, der Schrecken, die Wut, in der sich Heine damals befand, spotten fast der Beschreibung. Zunächst erbat er

die Vermittelung Campes, und dieser riet zur Milde, zur Veröhnlichkeit, zur Bitte, während Heine, aufgebracht wie er war, sofort durch den Druck der öffentlichen Meinung auf seinen übelwollenden Better einzuwirken beabsichtigte. Diese Nachrichten über des Oheims Testament erreichten unseren Dichter zu einer Zeit, als seine Gesundheit bereits erschüttelt war; sein linkes Auge war seit Januar durch Lähmung ganz geschlossen, das rechte trübe und fast unbrauchbar. Eine schlagartige Lähmung ergriff infolge der großen Aufregungen jetzt fast den ganzen Körper; der Oberleib und das Gesicht, Lippen, Zunge, Schlund, Kinnladen waren wie zerstört und gefühllos. Dieses Zusammentreffen unglücklichster Umstände erregte die Teilnahme vieler Freunde, vor allem Meyerbeers, der ein Zeugnis ausstellte, Salomon Heine habe durch seine Vermittelung dem Dichter die Pension auf Lebenszeit versprochen, sodann Ferdinand Lassalles, Detmolds, des Fürsten Bücker, Alexander von Humboldts, Varnhagens und anderer. Da auf gütlichem Wege von Karl Heine, dem lieblosen Better, der die ihm von Heine 1832 während der Cholera erwiesenen Liebesdienste gänzlich vergessen hatte, nichts zu erreichen war, so hatte man durch mittelbaren Druck, durch Zeitungsartikel und öffentliche Bloßstellungen des Hamburger Millionärs diesen umzustimmen versucht. Aber er blieb bei seiner hartnäckigen Weigerung, und erst als im Mai 1846 die Krankheit Heines die schlimmsten Fortschritte gemacht hatte, als die Nachricht von seinem Tode durch alle Blätter ging, da ward er milderer Sinnes und willigte ein, das Versprechen Salomons zu halten. Im Februar des nächsten Jahres (1847) kam Karl Heine nach Paris, wo die Ausöhnung zwischen ihm und dem Dichter durch persönliche Unterredung besiegelt wurde. Freilich mußte sich Heine dazu verstehen, einen Revers zu unterschreiben, in dem er sich verpflichtete, niemals eine Zeile über die Familie seiner Verwandten zu veröffentlichen, die nicht vorher deren Zensur unterworfen gewesen sei. Wir stehen diesem hartnäckigen Geiz Karl Heines wie einem Rätsel gegenüber, eines Mannes, der über ein Vermögen von ungefähr 30 Millionen verfügte; wir müssen annehmen, daß hier schwere Beweggründe vorliegen, bitterer Haß gegen den Dichter. Und wie gewöhnlich in solcher Lage, so müssen wir auch hier fragen: wo ist die Frau? Karl Heine war mit einer Französin, einer geborenen Fould-Furtado, verheiratet, mit der unser Dichter früher in herzlichsten Beziehungen gelebt zu haben scheint. In keinem Hause zu Paris war man so aufgebracht gegen ihn, wie in dem der Foulds.

Aber trotz aller Ausöhnung, trotz Wiedererlangung der Pension, konnte nie wieder gutgemacht werden, was die liebe Hamburger Ber-

wandtschaft an Heine gesündigt hatte. Seine schon vorher erschütterte Gesundheit war jetzt völlig gebrochen; die Zerstörung seines Körpers machte rasende Fortschritte. Wohl waren seit 1845 noch Zeiten der Besserung eingetreten, doch kamen immer in kurzem um so schlimmere Rückfälle. Als Laube, der Heine im Jahre 1839 kennen gelernt hatte, ihn im Jahre 1847 wieder sah, fand er ihn in schrecklicher Weise verändert; er war abgemagert, halb blind und das früher bartlose Gesicht von einem langen Vollbart umrahmt, da der empfindliche Dichter das Krazen des Schermessers nicht mehr vertragen konnte. Die geistige Frische aber hatte er trotz aller Schicksalsschläge nicht eingebüßt. Er schrieb während dieser Zeit des Jammers mehrere Gedichte und das Ballett „Die Göttin Diana“ (Januar 1846) sowie den „Faust“ (Februar 1847); er sah auch an besseren Tagen gelegentlich Freunde und Bekannte bei sich als Gäste.

Kurz vor Ausbruch der Februarrevolution war Heine in einer Heilanstalt untergebracht worden; sein vom Rückenmark ausgehendes, mit schmerzhaften Krämpfen verbundenen Leiden hatte nach wie vor bedeutliche Fortschritte gemacht. Die Ereignisse der Revolution spielten sich nicht weit von seinem Krankenlager ab, und er, der einst so sehr den revolutionären Umtrieben zugejauchzt hatte, war über die wirre Umwälzung aller Verhältnisse, den „Welt-Kuddelmuddel“, den sichtbar gewordenen „Gotteswahnsinn“ in tiefster Seele erschrocken. Noch schrieb er einige Artikel für die „Allgemeine Zeitung“, die seine Beängstigung über die neuen Ereignisse deutlich verraten. Im März 1848 brachte die „Revue rétrospective“ Mitteilungen über die Verwendung der geheimen Gelder der Regierung Ludwig Philipps, wobei auch Heines Pension erwähnt war; darüber erschien am 28. April ein gehässiger Bericht in der „Allgemeinen Zeitung“, gegen welchen Heine Mitte Mai eine aufklärende Erwiderung erließ (vergl. Bd. VI, S. 524). Durch die Bemühungen seines Arztes Gruby war es ihm Mitte Mai noch einmal möglich geworden, auf die Straße zu gehen, aber mühsam sich am Stocke fortzuschleppend, mußte er sich aus dem Lärm des hastigen Weltgetriebes in den Louvre flüchten, wo er vor dem Antlitz der Venus von Milo halb ohnmächtig und weinend zusammenbrach (vergl. Bd. I, S. 487). Bald darauf siebete er nach Passy über, wo ihm indessen die herrliche Natur keine Erleichterung seiner Leiden verschaffen konnte, die Beine waren ihm zusammengekümmert und süßlos „wie Baumwolle“, desgleichen die linke Hand, und auch die rechte war ihm halb abgestorben, so daß er kaum im Stande war zu schreiben, und durch eine Lähmung der Kinnladen war ihm vorübergehend sogar das Diktieren fast unmöglich geworden. Sein bleiches Antlitz erregte durch seine durchgeistigte Schönheit das schmerzliche Staunen

der Besucher, deren mehrere berichteten, daß es sie an das Haupt des leidenden Heilandes erinnert habe. Nach seiner Rückkehr nach Paris bezog er eine Wohnung in der Rue d'Amsterdam, nahe dem Kirchhof von Montmartre, wo er fünf Jahre lang seine furchtbaren Leiden mit der Kraft einer großen Seele ertrug. Seine Gattin Mathilde erwies sich ihm als eine treue, liebevolle Pflegerin, wenn er es auch gern sah, daß sie von Zeit zu Zeit durch Vergnügen in Theater und Konzerten sich Erholung verschaffte. Erstaunenswert ist es, wie Heine in dieser Zeit der Leiden nach wie vor die herrlichsten Dichtungen hervorzubringen vermochte. Seine französische Frau und die deutsche Muse waren ihm Trost in seiner Not.

Aber er, der so frei über die Religionen gesprochen hatte in den Zeiten seiner Kraft und seines Glücks, ward jetzt bekehrt zu dem streng christlichen Glauben seiner Väter und erbaute sich in frommer Andacht wie der Onkel Tom. Das himmlische Heilmittel besiel ihn, wie er sich ausdrückte, er wollte Friede machen mit seinem Gott, er fand Trost im Gebet und im eifrigen Lesen der Bibel. Freilich zu einem positiven kirchlichen Bekenntnis ist er nicht zurückgekehrt, weder zum christlichen noch zum jüdischen. Er verschmähte die Heilmittel der Kirche und stellte in seinem Testamente fest, daß weder ein christlicher noch ein jüdischer Priester eine heilige Handlung an seinem Grabe vornehme. Aber alles in allem erwogen, kann es nicht zweifelhaft sein, daß die religiösen Anschauungen, denen Heine jetzt huldigte, mit denen des aufgeklärten jüdischen Glaubens in wesentlichen Zügen übereinstimmten.

Heine ward während seiner Krankheit von vielen Freunden und Bekannten aufgesucht, die ausführlich über ihn berichtet haben. Am besten dürfte ihn Karl Hillebrand kennen gelernt haben, der vom Herbst 1849 bis zum Sommer 1850 sein Sekretär war, dem er einen großen Teil der Romanzeroslieder diktirte, und mit dem er eifrigen Studien oblag; so ließ er sich von ihm den Spittler und Tholud, sämtliche Dramen Schillers, einen großen Teil von Goethes Werken und vieles andere vorlesen. Hillebrand berichtet mit Dank und Begeisterung von dem Wohlwollen, der Güte, den ausgebreiteten Kenntnissen, dem Fleiß und der tiefen poetischen Auffassung des leidenden Dichters. 1850 besuchten ihn Stahr und Fanny Lewald, desgleichen Moritz Hartmann, die alle über seine Geistesfrische erstaunt waren, 1851 Campe, der den „Romanzero“ von ihm erwarb, von welchem in etwa vier Monaten über 20,000 Exemplare verkauft wurden. Mit dem Geld, das Campe durch dieses eine Werk verdiente, hätte Heine ein für allemal aus allen finanziellen Nöten befreit werden können. 1851 besuchte ihn auch sein Bruder Gustav, später Maxi-

milian; mehrmals traf Alfred Meißner bei ihm ein, desgleichen 1854 aufs neue August Lewald, Johann Laube und die geliebte Schwester Charlotte Emden. Im Jahre 1854 mußte er sich noch zweimal den Mühen und Unruhen eines Umzugs unterwerfen, bis er im November dieses Jahres in einer Wohnung der Avenue Matignon ein behagliches Heim fand. Die Weltausstellung des Jahres 1855 brachte zahlreiche Deutsche nach Paris, von denen viele bei Heine vorsprachen, manche angenommen wurden, andere aber auch zurückgewiesen werden mußten.

In ebendiesem Jahre trat ein neuer Genius an sein Krankenlager, der ihm die letzten Monate, die er noch zu leben hatte, poetisch verklärte und verschönte. Es war eine junge Deutsche, die noch heute in Frankreich lebt und vor einigen Jahren unter dem Namen Kamilla Selden Mitteilungen über Heine herausgegeben hat. Ihr zartfühlendes, liebevolles, romantisch feinfühlerndes Wesen, das freilich nicht frei gewesen zu sein scheint von einem gewissen abenteuerlichen Zuge, übte auf den kranken Dichter eine bezaubernde Kraft aus. Noch einmal wurde er von tiefer Liebe bewegt, die Schmerzessklänge, die er anstimmte, und die wie aus dem Grab zu ertönen scheinen, singen und jauchzen von dem Glück der letzten tiefen, unbefriedigten Liebe. Noch das letzte Gedicht, das Heine verfaßte, ist an sie, an die „Mouché“, wie er sie nannte, gerichtet; die Briefe, die er ihr schrieb, sind von herzerreißender Liebesgewalt durchdrungen.

Anfang Februar des Jahres 1856 sah man das Ende des Dichters nahe bevorstehen; nach langem Todeskampfe, fürchterlichen Krämpfen und unsäglicher Pein hauchte er am Morgen des 17. Februar, gegen 5 Uhr, seinen Geist aus. Die Beerdigung, die am 20. Februar stattfand, war einfach, ohne religiöse Feierlichkeit, und etwa nur hundert Personen, eine verhältnismäßig kleine Zahl, folgten der Leiche des großen Dichters. Unter ihnen befanden sich Alexander Dumas, Gautier, Mignet, Alexander Weill, Henry Julia und andere.

Ein Leben, reich an Genüssen, Freuden und mannigfaltigster Erfahrung, ein Leben, gehoben durch die Weihe der Poesie und durch die geistvoll tief sinnige Erfassung weitester Gedankengebiete, ein Leben, reich an unsäglichen Leiden, reich an Haß und Kampf, war zu Ende gegangen. Das Urtheil der Welt schwankte und schwankt noch heutigestags über ihn, und da er viele verletzt hatte, waren auch nur zu viele geneigt, ihm Haß und Feindschaft bis über das Grab hinaus zu bewahren. Gewiß hat Heine vielfach geirrt, und manche seiner Handlungen werden keinen Verteidiger finden. Aber wer hineingeschaut hat in diese Welt qualvoller Leiden und Enttäuschungen, wird häufig verzeihen und begreifen, wo andere verurteilen und schelten. Heine war ein schwankender Charakter,

aber er war ausgezeichnet durch natürliche Güte des Herzens, sobald er nicht durch Feindschaft und Angriffe gereizt worden war. Er ist geschmäht worden wie kein anderer Geistesfürst in Deutschland, er ist beleidigt und mißhandelt worden von Fernstehenden sowie von der nächsten Verwandtschaft, und nur zu leicht verhärtet und verbittert sich ein Charakter, der ewig und immer verfolgt wird vom Unglück. Als zu Ende der dreißiger Jahre sich ein Sturm der Entrüstung gegen den Dichter erhob, da sah ihn Heinrich Laube in Paris von den angesehensten Schriftstellern, von den Mittern des Geistes, mit ausgesuchter Ehrerbietung behandelt; Hebel, der ihm 1843 nahetrat, erkannte ebenso die Bedeutung von Heines Neben, den Ernst seiner Meinungen, die Weite seiner Gedanken, er erkannte, daß er im Grunde wohlwollend sei und voller Anteil für andere. Groß in der That war seine Wohlthätigkeit, Freundschaft und Liebe für solche, die seine Hülfe in Anspruch nahmen, groß das Wohlwollen, mit dem er andere jüngere Schriftsteller und Mitstreibende zu fördern bestrebt war (man denke nur an seine treue Gesinnung für Karl Zimmermann und Heinrich Laube), groß endlich war seine innige, tiefe Liebe für Eltern und Geschwister. Den Tod seines Vaters konnte er fast nie überwinden, die ängstliche Sorgfalt, mit der er seiner alten Mutter die Wahrheit über sein letztes unsägliches Leiden vorenthielt, ist ergreifend; und ebenso rührend ist die zärtliche Anhänglichkeit, die er für seine Schwester, für seinen Bruder May und, trotz allem, was er ihm vorzuwerfen hatte, auch für seinen Bruder Gustav bewahrte. Derartige liebevolle Züge und endlich seine zahlreichen Leiden sollten diejenigen beherzigen, welche zu einer gerechten Würdigung auch der Persönlichkeit dieses seltenen Genies vordringen wollen.

Die deutsche Kultur zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts beruhte vor allem auf den ernststen sittlichen Anschauungen, die, von den führenden Geistern ausgehend, bis in die tiefsten Kreise des Volkes hinabgedrungen waren. Kants Lehre, daß nur derjenige sittlich handele, der den Drang der Neigung bemeistere, der, der Sinnlichkeit Widerstand leistend, ausschließlich dem transcendenten Sittengebot Folge leiste, bildet den schärfsten Ausdruck dieser strengen, asketischen Ethik. Schiller suchte dem Kantschen Sittengebot eine ästhetisch mildere Fassung zu geben, indem er ausführte, daß Würde und Anmut der Seele die reinsten Quellen alles Handelns seien. Auch Goethe war im Grunde genommen ein Vorkämpfer strenger sittlicher Anschauungen. Auch er wollte die Triebe individueller Neigungen geregelt wissen, und im Mit-

telpunkt seiner Ethik, besonders der des höheren Alters, steht das Gebot, Entfagung zu üben. Mit dieser Ethik der klassischen Zeit brachen die Romantiker, indem sie das individuelle Belieben als das maßgebende hinstellten. Unter ihrem Einfluß stand auch Heine, auch er huldigte der subjektivistischen Entfesselung des Einzelnen; während aber jene, die Romantiker, ausschließlich innerhalb ihrer weltabgewandten phantastischen Träume verharrten, ergriff Heine das unmittelbare Leben der Wirklichkeit, und so ward der subjektivistische Zug an ihm viel deutlicher wie bei seinen Vorgängern. Aus diesem Streben nach individueller Freiheit, nach beherztem Lebensgenuß erklären sich die Grundgedanken der „Reisebilder“. Als nun Heine nach Paris kam, trat er einer neuen philosophisch-sozialen Erscheinung gegenüber, die mit seinen eigenen Anschauungen unmittelbare Ähnlichkeit hatte, und der er sich daher auch bald mit leidenschaftlichem Eifer angeschlossen, dem Saint-Simonismus. Saint-Simon und seine Schüler hatten ein neues, man möchte sagen industrielles Christentum zu errichten unternommen. Sich abwendend von den Formen der katholischen sowohl wie der protestantischen Kirche, wollten sie eine neue Gestalt der menschlichen Ordnung schaffen, in der sowohl dem allgemeinen Wohl wie dem individuellen besser Genüge gethan werden sollte als bisher. Die Industrie, welche bis dahin im wesentlichen nur für die Unternehmer arbeitete, sollte jedem in ihr Beschäftigten einen Gewinn bringen, der seiner Arbeitsleistung entspräche. Die Arbeit, welche nach der biblischen Lehre als ein Fluch hingestellt war, der die Menschen nach ihrer Vertreibung aus dem Paradies getroffen hatte, wurde jetzt als das den Menschen heiligende Prinzip betrachtet. Besonders Saint-Amand Bazard und Barthélemy Prosper Enfantin bildeten die Lehre ihres Meisters Saint-Simon weiter aus; dem ersteren lag namentlich die ökonomische Seite am Herzen, während der letztere vor allem die ethisch-religiösen Fragen im Auge behielt. Jener, Bazard, brachte die Formel von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, dieser, Enfantin, die Formel von der Rehabilitation des Fleisches auf. Heine hatte namentlich den Lehren Enfantins einen großen Anteil entgegengebracht. Den Dualismus der christlichen Religion zwischen Geist und Sinnlichkeit, Gutem und Bösem, Gott und Teufel wollte die Saint-Simonistische Religion durch einen pantheistischen Monismus überwinden. Die Lehren von der Erbsünde und von ewigen Höllenqualen in einem Jenseits wurden zurückgewiesen und beseitigt, und die angebliche Sündhaftigkeit des Fleisches wurde aufs entschiedenste geleugnet. Auch in der Materie offenbarte sich der Geist Gottes, und die Sinnlichkeit des Menschen sei so gut sein Werk wie das geistige Streben. Man wandte nun diese Theorien unmit-

telbar auf das praktische Leben an und suchte die Folgerungen daraus zu ziehen für das Verhältnis der beiden Geschlechter. Der Trieb zum Genuß sollte nicht wie eine Sünde verkehrt, sondern als eine berechtigte Regung der menschlichen Natur gleichfalls als Ausfluß des pantheistischen göttlichen Wesens erkannt werden. Diese Lehren gewannen auf Heines Geist einen großen Einfluß. Obwohl ihm auch die ökonomische Seite einleuchtete, obwohl er meinte, daß die Menschheit recht wohl verstehen werde, wenn man ihr verspreche, sie solle statt Kartoffeln täglich Rindfleisch genießen, so fesselten ihn doch viel mehr jene ethisch-religiösen Fragen des Père Enfantin, mit dem er auch in nahe persönliche Beziehungen trat. Er besuchte auch regelmäßig die zahlreichen Versammlungen in der Saint-Simonistischen Familie.

Diese Lehren, Abwendung vom christlichen Deismus und Zuwendung zum Pantheismus, ferner die Abwendung von der asketisch-strengen Sittenlehre des Christentums und Zuwendung zu einer kühnen Verherrlichung des Genußlebens, sind bezeichnend für zwei wissenschaftliche Schriften, die Heine bald nach seiner Ankunft in Frankreich verfaßte, für die „Romantische Schule“ und für den zweiten Band des „Salons“, die „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“.

In beiden Schriften bildet den Hauptcharakter die Gegenüberstellung des christlichen Spiritualismus, d. h. der asketisch-strengen Sittenlehre, und des Sensualismus, d. h. der neuen Saint-Simonistischen Genußlehre. In der „Romantischen Schule“ sucht Heine als das Bezeichnende der romantischen Litteraturperiode die Hinwendung zum christlichen Spiritualismus und dem Mittelalter hinzustellen. Er trifft ohne Frage mit dieser Darstellung sehr wichtige, ja die wichtigsten Züge der romantischen Litteratur; aber es ist für ihn, den Apostel des Subjektivismus, charakteristisch, daß er die letzte Quelle der romantischen Dichtung, den zügellosen Individualismus, die Willkür des Genius, nicht scharf erkennt und herausarbeitet. Auf diese Weise ist Heines Schrift eine gewisse Einseitigkeit eigen; aber hiervon abgesehen, gehört sie zu den tüchtigsten und vortrefflichsten Leistungen, die wir von ihm besitzen. Freilich sind die einleitenden Bemerkungen über die Litteratur des Mittelalters nur dürftige Erinnerungen aus den Vorlesungen von Schlegel, Benecke und Zeune; aber treffend, sicher und wahr wird seine Darstellung, sobald sie sich der neuern Zeit zuwendet, von Lessing und Herder ab. Viel glänzende Bemerkungen gibt er über Goethe, und im wesentlichen trifft auch sein vielberufenes Urteil über die beiden Schlegel den Nagel auf den Kopf, nur daß er über Wilhelm von Schlegel zwar höchst wichtige, aber gar zu anstößige persönliche Dinge vorbringt. Ebenso treffend sind die

Bemerkungen über Tieck, dessen drei Schaffensperioden er deutlich abhebt, ferner über Novalis, Brentano, Arnim, Zacharias Werner, Fouqué u. a. Ganz besonders gelungen ist ihm die Darstellung über „des Knaben Wunderhorn“. Hier hat der gelehrige Schüler des Volksliedes mit ebenso großer Begeisterung wie tiefer Einsicht die Bedeutung jener Liebesversammlung zu schildern vermocht. Auch das Urtheil über Uhland gegen Ende des Werkes ist durchaus nicht so ungerecht, als man häufig behauptet hat. Heine hat die Vorzüge Uhlands fein herausempfunden, nur war er ebensowenig wie Goethe der Meinung, daß dieser Dichter eine epochemachende, bahnbrechende, schicksalbezwingende Bedeutung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens besitze; er faßte vielmehr nur mit reiner Seele den geistigen Besitz zusammen, der von seinen zahlreichen romantischen Genossen geteilt wurde. Heine zeigt sich in der „Romantischen Schule“ als ein überaus feinsinniger, tiefdringender, mitempfindender Kenner der Litteratur; er arbeitete hier auf seinem eigensten Gebiete, auf dem er reiche Kenntnisse erworben hatte, und mit dem Verständnisse des gottbegnadeten Dichters. So hat man Heines „Romantische Schule“ als eine der trefflichsten Schriften über diesen Gegenstand zu betrachten.

Viel unbedeutender ist sein Buch über Shakespeares „Mädchen und Frauen“, das er im Jahre 1838 auf Bestellung eines Buchhändlers verfaßte. Auch hier ist die Gegenüberstellung von Spiritualismus und Sensualismus zum Ausdruck gekommen bei der Besprechung von Shakespeares Stellung zu den Puritanern. Einzelne feine, lebensvolle Charakteristiken sind in dem Buche zu finden; am meisten beachtenswert ist es wohl, daß Heine, unzufrieden mit der Übersetzung von Schlegel und Tieck, viele der Stellen, die er anführt, selbst aus dem Englischen übertragen hat: unsere Anmerkungen geben darüber genauere Auskunft.

Das zweite größere, von den Lehren des Saint-Simonismus beeinflusste Werk ist die „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“, welche den zweiten Band des „Salons“ ausmacht. Der Gegensatz von Sensualismus und Spiritualismus ist hier noch schärfer zum Ausdruck gekommen als in der „Romantischen Schule“; Heine schreibt: „Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präbenden: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichzeitiger, gleichbefehliger Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltene Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphenanz, Musik und Komödien“ (Bd. IV, S. 223). Er verfolgt nun die spiritualistischen Richtungen von dem Altertum ab bis zu der neueren Zeit und geht insbesondere auch auf den Volksaberglau-

ben ein, der sich unter dem Einfluß der christlichen, weltflüchtigen Ethik herausgebildet hatte. Außerordentlich gelungen ist ihm alsdann die Charakteristik Luthers, als des Schöpfers der modernen Geistesfreiheit, des Mannes, durch den erst die neuere freisinnige religiöse und ethische Weltanschauung möglich geworden sei. Treffend ist ferner die Schilderung Spinozas, des Begründers der pantheistischen Lehre; und der Pantheismus wird nun des weiteren von Heine als der Grundzug der neueren religiösen Anschauung in Deutschland hingestellt: „Deutschland ist der gedeihlichste Boden des Pantheismus; dieser ist die Religion unserer größten Denker, unserer besten Künstler, und der Deismus, wie ich späterhin erzählen werde, ist dort längst in der Theorie gestürzt.“ Treffend ist Lessing dargestellt als der Fortsetzer von Luthers Werk der religiösen Befreiung; treffend Kant als derjenige, der den Deismus vollends beseitigt habe. Doch hier, eben bei der Würdigung Kants, zeigt sich die Einseitigkeit der sensualistischen Auffassung Heines, denn für die Ethik des großen Königsbergers, die in der „Kritik der praktischen Vernunft“ zum Ausdruck kommt und auch neue Quellen des religiösen Lebens eröffnet, hat er kein Verständnis. Sehr gut ist das über Fichte Gesagte, und besonders rührend und schön hat er über die persönlichen Umstände dieses willensstarken Denkers gehandelt. Ebenso ist beherzigenswert, was er über Goethes Pantheismus vorbringt. Die neuere Philosophie in Deutschland setzt nun Heine in unmittelbare Parallele zu der französischen Revolution, indem er auch diesen Vergleich im einzelnen ausführt und z. B. Kant als den Robespierre der geistigen Revolution in Deutschland hinstellt. Er war durchdrungen von der Überzeugung, daß dieses neue revolutionäre Geistesleben in Deutschland auch zu einer politischen Revolution führen würde, und er meinte, daß diese mit einer furchtbaren Gewalt zum Ausbruch kommen werde, der gegenüber die Schreckensherrschaft der Jahre 1792 und 1793 nur noch als ein Kinderspiel erscheinen werde. Mit der Ausmalung dieses Revolutionsbildes der Zukunft schließt die fesselnde Schrift. Bewundernswert und großartig ist die leichte Behandlung, die Heine dem schweren, spröden Stoffe hat zu teil werden lassen; die Erörterungen sind durchweg geistvoll, teilweise in hohem Grade ansprechend. Aber Heine war hier doch nicht so sehr auf seinem eigensten Gebiete thätig wie in der „Romantischen Schule“, er hat die philosophischen Fragen nicht immer tief ergründet, und die Einseitigkeit seines Standpunktes thut in manchen Fällen der Sache Gewalt an.

Wie Heine durch die Schriften über die Entwicklung der Dichtung und Philosophie in Deutschland den Franzosen Aufklärung über das deutsche Geistesleben gewähren wollte (denn an das französische Publi-

kum hatte er diese Arbeiten gerichtet), so war er anderseits, als ein geistiger Vermittler zwischen beiden Nationen, bemüht, die Anschauungen seiner Landsleute über Frankreich zu erweitern und zu berichtigen. Diesem Zwecke dienen die Berichte, die er über das politische, soziale und künstlerische Leben in Frankreich für die „Allgemeine Zeitung“ schrieb. Die erste Sammlung solcher Zeitungsberichte hat er in den „Französischen Zuständen“ zu Ende des Jahres 1832 herausgegeben. Sie bringen viel treffende Bemerkungen von Heines politischem Standpunkte aus, erörtern vor allem den Gedanken, daß Ludwig Philipp nur dann seines Thrones sicher sein könne, wenn er dem Grundsatz der Volkssouveränität, dem er bei Antritt seiner Herrschaft geschuldigt hatte, auch treu bliebe. Heine bringt hier auch Ausführungen gegen den Adel, die denjenigen in seinem Vorwort zu „Rahldorf, Über den Adel“ und im 4. Band der „Reisebilder“ ähnlich sind; noch galt ihm der Ansturm gegen Adel und Pfaffentum als das Hauptziel des liberalen Programms. Er war aber kein Anhänger der Republik, sondern vielmehr der konstitutionellen, freisinnigen Monarchie. Bedeutungsvoller als die politischen Erörterungen erscheint uns die Schilderung von dem furchtbaren Wüten der Cholera in Paris im Frühjahr und Sommer 1832. Hier zeigte Heine wieder einmal sein Darstellungstalent auf das allerglänzendste; die Gegensätze von berauschem Weltgenuß und plötzlichem massenhaften Todeselend bringt er, der immer in Kontrasten Denkende, zu glänzendem Ausdruck.

Aber viel wertvoller sind die Berichte, die Heine in den Jahren 1840 bis 1843 für die „Allgemeine Zeitung“ schrieb. Eine gewisse Dämpfung seiner Anschauungen, die ihm wohl durch den Genuß der französischen Staatspension auferlegt wurde, empfinden wir kaum als einen Fehler. Am trefflichsten hat Heine die Gefahr herausgearbeitet, die dem Fortschritt der Menschheit, allen edlen und wertvollen Gütern der Völker durch das Heranwachsen der kommunistischen Bewegung drohe. Mit außerordentlichem Scharfblick, der ihn stets auszeichnete, erkannte er die Schrecken und entsetzlichen Auftritte vorher, die im Jahre 1848 und vor allem 1871 durch den Aufstand der Kommune zum Ausbruch kamen. — Auch die „Briefe über die französische Bühne“ (Bd. 4 des „Salons“) sind hoher Beachtung wert, da sie über das soziale Leben der Franzosen wichtige Aufschlüsse gewähren. Der sittliche Nihilismus, der weite Kreise Frankreichs ergriffen hatte, der die Franzosen mit gesinnungsloser Gleichgültigkeit über Ehe, Vaterlandsgefühl, Heroismus und Religion denken ließ, wird von ihm mit erschütternder Eindringlichkeit geschildert. Auch die Gefahr der wüsten Tanzorgien, über die der sittlich-freie Heine doch

gewiß nicht allzuleicht in Schrecken geriet, hat er überaus treffend erörtert (in der „Lutetia“, Bd. VI, S. 298 ff.). Über Frankreichs Zukunft hegte er durchaus keine günstige Meinung (vgl. Bd. IV, S. 512 ff.), und die schweren Schicksalsschläge, die dies Reich in den Jahren 1870/71 erfuhr, sind hier mit prophetischem Geiste vorausgesagt; immer und immer wieder warnt er die Franzosen, mit dem jugendkräftigen Volke jenseits des Rheins Streit und Krieg hervorzurufen. Bemerkenswert ist es, daß auch seine Verehrung für Napoleon jetzt in den „Briefen über die französische Bühne“ vollständig erkaltet erscheint. — Die Berichte über den französischen Salon des Jahres 1831 („Salon“, Bd. I) zeichnen sich aus durch viele feinsinnige Bemerkungen über die einzelnen hervorragenden französischen Maler und über das Wesen künstlerischer Auffassung im allgemeinen. Insbesondere wird hier betont, daß die Kunst zu den Ideen der Zeit in Beziehung bleiben müsse, und daß die alte klassisch-romantische Kunstperiode zu Ende sei. Als Zeugnisse eines tiefschauenden Beobachters werden diese Berichte Heines über das politische, soziale und künstlerische Leben in Frankreich für den Historiker von Wert bleiben.

An diese Schilderungen knüpfen wir ein kurzes Wort über das vielberufene Werk über Börne an. Es ist richtig, daß manche persönliche Ausfälle darin ungerecht und anstößig sind, aber auch dieses Buch hat für den geschichtlichen Spezialforscher eine bleibende Bedeutung. Die Charakteristik der schwachköpfigen liberalen Flüchtlinge in Frankreich, als deren Mittelpunkt Ludwig Börne erscheint, bietet ohne Frage viel richtige und wahre Bemerkungen, und Heine erscheint diesen Revolutionären gegenüber zwar als der minder Charaktervolle, aber auch als der ungleich Einsichtigere. Sein feines dichterisches Wesen fühlte sich abgestoßen durch die plumphen Umtriebe jener Kreise. Die Erörterungen über die philiströse Beschränktheit Börnes sind gleichfalls zu einem großen Teil richtig und zutreffend. Auch hier bringt Heine den alten Gegensatz von Sensualismus und Spiritualismus zu neuem Ausdruck, indem er Börne als den beschränkten spiritualistischen Nazarener, sich selbst aber als den weitgeistigen sensualistischen Griechen hinstellt; die Menschheit zerfällt ihm in zwei Klassen: die sinnenseindlichen, engeistigen, mageren Nazarener und die weltfrohen, harmonisch-heiteren Griechen. Immerhin bleibt es zu bedauern, daß Heine diese Schrift voll bitterster Angriffe gegen Börne erst nach dessen Tode veröffentlicht hat. Wenn man aber bedenkt, welch ein wüstes Hallo die größtenteils von den Frankfurter Juden bezahlte Presse gegen Heine damals erhob, so muß man sagen, daß das Urteils der Nachwelt in Bezug auf diese Schrift weit mehr zu gunsten Heines ausfällt als das jener Zeit.

Außer den wissenschaftlichen und zeitgeschichtlichen Schriften haben wir einige novellistische Arbeiten Heines zu erwähnen. Zunächst die „Memoiren des Herren von Schnabelewopsti“, die Heine im Jahre 1833 im ersten Bande des „Salons“ veröffentlichte. Sie sind allerdings eine der wichtigsten Schriften Heines, und wenn man sie in geeigneter Stimmung liest, so wird man herzlich darüber lachen. Aber der Gegenstand, den der Dichter sich hier ausgewählt hat, das äußerst ungebundene, liederliche Leben holländischer Studenten, ist ernsteren Gemüthern von jeher anstößig erschienen, und am bedenklichsten ist es, daß in dieser Gesellschaft lebensfroher Jünglinge religiöse Fragen in allzu „flipperigen“ Tone gesprochen werden. Die Ausfälle auf die Stadt Hamburg, die wohl geschrieben worden sind, als Heine noch dort verweilte, sind schroff, aber nicht ohne alle Berechtigung. Am bedeutungsvollsten ist die Schrift wohl mit dadurch, daß sie eine neue Fassung von der Sage des fliegenden Holländers bringt, welche von Richard Wagner fast ohne jede Veränderung für seine Oper verwendet wurde. — Die „Florentinischen Nächte“, die zweite novellenartige Arbeit des Dichters („Salon“, Bd. 3), ist durch die lebensvolle Schilderung der Erfahrungen und Schicksale Maximilians anziehend und bedeutend. Heine hat ohne Frage auch hier viel eigene Erlebnisse niedergelegt. Seine seltsame Schwärmerei für Statuen hat hier einen merkwürdigen, märchenhaft befremdenden Ausdruck gewonnen; geradezu großartig ist aber in dieser ersten „Florentinischen Nacht“ die Schilderung von der Wirkung des Violinspieles von Paganini. Wie Heine hier das Auf- und Abwogen der Töne in grelle, großartige Phantasien, in eindrucksvolle Worte umzudeuten versteht, gehört zu dem Geistvollsten, was in dieser Hinsicht geleistet worden ist; und die berühmte Umschreibung, die Richard Wagner von Beethovens „Eroica“ gegeben hat, dürfte wohl mit durch diese Schilderung Heines angeregt worden sein; aber wie weit ist selbst Wagner hinter seinem Vorbilde zurückgeblieben! Die zweite „Florentinische Nacht“ erzählt von Londoner Erlebnissen und gibt die früher schon erwähnte allzuschroffe und ungünstige Schilderung von den Söhnen Albions und ihrem hastig-eckigen Geschäftstreiben. Man muß indessen dem Dichter zugestehen, daß er bei dieser Charakteristik wiederum die ganze Fülle seines Witzes an den Tag gelegt hat. Die Erzählung von Mademoiselle Laurence ist zwar ansprechend, aber doch im gewöhnlichen Sinne des Wortes romanhaft; derartiges hätten auch manche andere ebensogut leisten können wie Heine. Er schrieb diese Novelle zu einer Zeit, als seine politischen Rundgebungen durch den Druck des Bundestagsverbots gegen das „junge Deutschland“ fast ganz unmöglich geworden waren.

Wir haben gesehen, daß eine besonders hervorragende Seite in Heines dichterischer Individualität seine Bevorzugung der Vorstellungen des Volksaberglaubens ist. Die Mythologien der heidnischen und christlichen Zeit, die schönen Gebilde der dritten Welt spielen eine große Rolle in seiner Poesie. Ausführliche selbständige Darstellungen dieser Art hat er nun in den „Elementargeistern“ („Salon“, Bd. 3), in den „Göttern im Exil“ („Vermischte Schriften“, Bd. 1), im „Faust“ und in der „Göttin Diana“ gegeben. Heine hat auf diese Weise die durch die Bemühungen der Germanisten, namentlich durch die Brüder Grimm, neu erschlossenen Vorstellungen des Volksaberglaubens durch glänzende Darstellung weiten Kreisen zugänglich gemacht. Das Grundthema, von dem er immer gefesselt erscheint, ist für ihn die Darstellung von der Umwandlung der altheidnischen Götter in christliche Teufel. Seine großartige Anschauungsgabe zeigt sich in der Vergewärtigung und Schilderung dieser alten Gebilde der Volksphantasie; auf Grund umfangreicher, langjähriger, gediegener Studien hat er hier Vorstellungsgebilde neu belebt und dichterisch verklärt, die halbverschollen nur noch in den niedern Sphären des Volkes lebten. Insbesondere in den „Göttern im Exil“ hat Heine derartige Schilderungen mit einer bezeichnenden Kraft herausgearbeitet, die große Beachtung verdient. Diese Schriften, welche ihn als einen romantischen Deuter verborgenen Lebens der Volksseele erscheinen lassen, sind lange nicht nach Gebühr gewürdigt.

Von den eigenen Lebensschilderungen Heines, die einen so großen Teil seiner schriftstellerischen Thätigkeit ausgemacht haben, besitzen wir leider nur geringe Bruchstücke. Wir glauben, daß von den „Memoiren“ noch ein großer Teil in Hamburg, Wien oder wo es sonst sei, hinter Schloß und Riegel verborgen liegt, und nicht unmöglich ist es, daß eine spätere Zeit hiervon noch manches kennen lernen wird. Was uns jetzt von solchen Selbstbekenntnissen des Dichters vorliegt, sind im wesentlichen die schon besprochene Darstellung im „Buch Le Grand“, ferner die „Geständnisse“ und das 1884 veröffentlichte Memoirenbruchstück. Die „Geständnisse“ sind vor allem von Bedeutung wegen der hier besonders klar zum Ausdruck kommenden religiösen Wandelung des Dichters. Seine Erörterungen über Moses, das Judentum und die Bibel lassen wenig Zweifel darüber, daß Heine sich dem Glauben seiner Väter in seinem letzten Lebensalter innerlich wiederum zugewandt hatte. Ferner sind die Schilderungen über die ersten Eindrücke, die er von Paris gewonnen hatte, beachtenswert; aber freilich wird man mit Ammut erkennen, daß Heine in diesem seinem letzten Lebensabschnitte wiederum zu einer schroff ungünstigen Anschauung über die deutschen Verhältnisse zurückgekehrt war.

Das kleine Memoirenbruchstück hat große Enttäuschung hervorgerufen, und es enthält auch in der That über verborgene und unbekannte Zeitverhältnisse so gut wie gar keine Mittheilung. Aber für die Erkenntnis von Heines individueller Entwicklung ist es von Wert. Namentlich die scharfen Charakteristiken, die es von Heines Eltern enthält, sind für den Biographen von großer Bedeutung; und ferner ist auch der Hinweis auf die Einflüsse der Schule sowie endlich der auf die erste Liebe zur Scharfrichterstochter Josepha bemerkenswert. Der Stil ist zwar in diesem Werke teilweise nicht ganz gefeilt, gewisse Unebenheiten lassen erkennen, daß eine letzte Redaction fehlte, aber von einem eigentlichen Erschlaffen der Darstellungskraft des Dichters kann nicht die Rede sein.

Heines Stil hat während seines Pariser Lebens im allgemeinen an Kraft keineswegs verloren, sondern nur gewonnen. Die etwas stark poetisierende Darstellung der „Reisebilder“ macht einem ruhigeren prosaischen Ausdruck Platz, die bezeichnende Kraft der Worte und die schöne Rundung der Perioden ist nur noch vollkommener geworden; mehrere Schriften und Aufsätze, z. B. die Vorrede zur zweiten Auflage des „Buches der Lieder“ (Bd. I, S. 496), der Aufsatz über Marcus und vieles andere sind geradezu Musterbeispiele eines klassischen Stiles. Aber in einer Hinsicht ist ein Rückschritt wahrzunehmen: Heine bedient sich gerade in dieser Pariser Zeit in so ausgedehntem Maße entbehrlicher Fremdwörter, daß die Schönheit seines Ausdrucks hierdurch in einzelnen Artikeln (z. B. in den Briefen über die französische Bühne) eine erhebliche Einbuße erlitten hat.

Die poetischen Leistungen Heines aus diesem letzten Lebensabschnitte bieten neben vielen alten Zügen auch bemerkenswerte neue dar. Wir können vor allem drei Hauptströmungen seiner lyrischen Thätigkeit unterscheiden: Erstens Liebeslieder und persönliche Bekenntnisse, zweitens Zeitgedichte und drittens Romanzen. Die Gedichte sind veröffentlicht worden in den 1844 erschienenen „Neuen Gedichten“, im „Romanzéro“ (1851), im ersten Band der „Vermischten Schriften“ (1854) und in dem 1869 veröffentlichten Nachlasse; ferner kommen hier in Betracht die satirischen Epen „Atta Troll“ und das Wintermärchen „Deutschland“.

Von den Liebesliedern haben wir diejenigen des „Neuen Frühlings“ bereits besprochen, die hierauf folgenden Gedichte mit dem Titel „Verschiedene“ sind Lieder der niederen Minne und zum größten Teil anstößig, frech und wertlos; nur die an Seraphine gerichteten und einige andere sind beachtenswert und schön. Am vollkommensten aber hat er die beglückende und verzehrende, beseligende und vernichtende Gewalt der Liebe in dem 1839 verfaßten Gedicht „Die Sphing“ geschildert, das er

der dritten Auflage des „Buches der Lieder“ als Vorwort voranschickte. Das zwiespältige Gefühl dieser Darstellung, in anschaulichen Bildern, aber in romantisch-märchenhafter Verhüllung wiedergegeben, mit knappstimmungsvollen Worten wie hingehaucht, bewegt die Seele des Lesers wie ein erschütternder Traum.

Außerordentlich gemütvoll sind ferner die Gedichte, welche Heines Heimweh nach Deutschland zum Ausdruck bringen: die Lieder „In der Fremde“, vor allem „Ich hatte einst ein schönes Vaterland“, sind durch ihre rührende Innigkeit allgemein berühmt; hierher gehören ferner die Lieder mit dem Titel „Anno 1829“ und „Anno 1839“ (Bd. I, S. 271 f.), deren letzteres mit den Worten beginnt:

O, Deutschland, meine ferne Liebe,
Geden' ich deiner, wein' ich fast!

und das mit den Worten schließt:

Dem Dichter war so wohl daheim,
In Schildas teurem Eichenhain!
Dort wob ich meine zarten Reime
Aus Beischenduft und Mondenschein!

Und im Jahre 1840, als Thiers zu einem Krieg mit Deutschland drängte, schrieb Heine ebensogut wie der von ihm verspottete Nikolaus Becker, der Verfasser des „Rheinliedes“, ein patriotisches Gedicht mit der Überschrift „Deutschland“, das beginnt mit den Worten:

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
Doch die Sonne ist seine Amme,
Sie säugt es nicht mit stiller Milch,
Sie säugt es mit wilder Flamme (Bd. II, S. 167).

Endlich gehört hierher das Gedicht „Nachtgedanken“, das der Sehnsucht nach der Heimat so ergreifenden Ausdruck verleiht (Bd. I, S. 319). Diese Äußerungen wie viele andere sollten diejenigen beherzigen, die Heine jede Vaterlandsliebe absprechen.

Die persönlichen Bekenntnisse und Liebeslieder werden wieder besonders reichlich zu der Zeit, da der Dichter, den Zeitkämpfen abgekehrt, auf dem Krankenlager den schönsten Trost in der dichterischen Bethätigung fand. Schon die im Jahre 1843 beim Wiedersehen Theresens verfaßten Gedichte „Alte Rose“ und „Wiedersehen“ deuten auf sein zweites Liebesverhältnis hin, aufs neue erfüllten ihn diese Gedanken in den einsamen Stunden des Krankenlagers. Damals schrieb er das Gedicht „Böses Geträume“ (Bd. I, S. 428), das meist auf Amalie bezogen wird, mehr aber der zu Ende der „Harzreise“ gegebenen auf Theresie bezüglichen

Schilderung entspricht. Auf den Erbschaftsstreit mit der Familie des Oheims beziehen sich die Gedichte: „Orpheisch“, „Sie küßten mich mit ihren falschen Lippen“, „Affrontenburg“, „Nicht gedacht soll seiner werden“, „Wer ein Herz hat und im Herzen Liebe trägt“ und „Nachts, erfaßt vom wilden Geiste“ (Bd. II, S. 104—109). Namentlich das Gedicht „Affrontenburg“ ist von furchtbarer Gewalt. — Besonders hervorzuheben sind die letzten Liebeslieder, die Heine geschrieben hat, die Gedichte: „An die Engel“ (Bd. I, S. 425), „Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt“ (Bd. II, S. 42) sowie „Babylonische Sorgen“ (Bd. II, S. 43), die der Liebe für Mathilde und der Sorge um ihre Zukunft ergreifenden Ausdruck geben. Doch am merkwürdigsten sind die Lieder für die „Mouche“ („Die Wahlverlobten“, „Für die Mouche“, „Dich fesselt mein Gedankenbann“, Bd. II, S. 44 ff.), die den Dichter von einem neuen, leidenschaftlichen Liebesgefühl durchdrungen zeigen, das eben durch den Gegensatz zu seiner Lage unfähig rührend wirkt. Der erschütternde Schmerz über seine unselige Krankheit, die den lebensfrohen Dichter von allem Lebensgenuß zurückhielt, klingt nächstbald am tiefsten wieder aus den Lazarusliedern (Bd. I, S. 415 ff., und Bd. II, S. 91 ff.). Man hat den Eindruck, als ob ein lebendig Begrabener hier sein unerträgliches Leid durch die Nacht schreit, es sind Verse von herzerreißender Gewalt. Dabei ist aber doch keine dumpf bedrückende Lazarettpoesie in diesen Liedern niedergelegt worden, sondern ganz vorwiegend der geistige Schmerz, scheiden zu müssen aus einer trotz aller Verwirrung, trotz allen Hasses und Elendes innig begehrten Welt. Heine selbst hatte den Eindruck, und er täuschte sich hierin nicht, daß solche Verse in deutscher Sprache noch nicht geschrieben worden seien; so wie er hätte auch noch keiner vor ihm gelitten.

Hatte Heine in seiner ersten Schaffensperiode die politischen Vorgänge nur selten zum Gegenstand seiner lyrischen Gedichte gemacht, so that er dies in der spätern Zeit häufig. Namentlich die Zeitgedichte in den „Neuen Gedichten“, im „Romanzero“ und aus dem Nachlaß enthalten die bezüglichlichen Denkmäler seiner poetischen Thätigkeit. Sie zeichnen sich aus durch glänzenden Witz und packende Kraft, aber sie sind dem Gegenstande entsprechend zum Teil veraltet. Die Zeitgenossen werden ihre innige Freude gehabt haben an den witzigen und bissigen Ausfällen gegen den liberalen Apostel Herwegh, der zu Anfang der vierziger Jahre eine so große und in späterer Zeit eine so jämmerliche Rolle spielte, ferner gegen Dingelstedt, den Professor Paulus u. a. Außerst scharf sind die Ausfälle gegen den König Wilhelm IV., die in den Gedichten „Der Kaiser von China“ und „Der neue Alexander“ enthalten sind. Aber wie treffend sind z. B. die Worte:

Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,
Nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging,
So geh' ich rückwärts heute (Vd. II, S. 175).

Recht bissig sind fernerhin die Verse gegen den König Ludwig von Bayern (Vd. II, S. 169); und einen wilden Haß atmet das Gedicht „Die schlesischen Weber“ (Vd. II, S. 177), das freilich an Mißstände anknüpft, gegen die der Tadel sehr berechtigt war. Das Gedicht „Im Oktober 1849“ (Vd. I, S. 426) sowie das von uns wieder aufgefundenene „Michel nach dem März“ (Vd. II, S. 187) äußern des Dichters Enttäuschung über die reaktionären Vorgänge nach der deutschen Revolution des Jahres 1848. Hierzu kommen noch manche persönlichen Ausfälle, z. B. gegen Richard Wagner und Franz Liszt in dem „Jung-Katerverein für Poesie-Musik“ (Vd. II, S. 182), gegen Meyerbeer in dem „Festgedicht“, das beginnt: „Beeren-Meyer, Meyer-Beer!“ (Vd. II, S. 178), gegen Jakob Benedek (Vd. II, S. 210), gewisse Hamburger Juden (Vd. I, S. 293; Vd. II, S. 184) u. a. Ein Mittelbing von persönlichem Bekenntnis, Zeitgedicht und Romanze, ist das 1836 verfaßte Lied vom Tannhäuser (Vd. I, S. 245); die dort geschilderte hinreißende Liebe zu der neuen Venus ist nur eine Widerspiegelung des Gefühls, das der Dichter für seine Geliebte Mathilde hegte. Die Darstellung von der Wirkung ihrer Reize steht fast unerreicht da in der Geschichte der deutschen Dichtung. Wenn dem Tannhäuser die Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche versagt ist, so dürfen wir hierin wohl einen symbolischen Ausdruck finden für die Schwierigkeiten, die des Dichters Rückkehr nach Deutschland entgegenstanden; und eben nachdem ihm diese Schwierigkeiten klar geworden waren, mochte er sich zu jenen satirischen Ausfällen über Deutschland veranlaßt sehen, welche der dritte Teil des Gedichtes enthält; das Ganze aber gehört als eine Nachbildung des alten Tannhäuserliedes zu der dritten hier zu besprechenden lyrischen Gruppe, zu den Romanzen.

Bevor wir zu diesen übergehen, wenden wir unsere Blicke auf die beiden berühmten satirischen Epen „Atta Troll“ und das Wintermärchen „Deutschland“. Das erstere richtet sich gegen die zu Anfang der vierziger Jahre aufgekommene politische Tendenzpoesie. Freilich sind nicht die oppositionellen Bestrebungen jener Poesie als solche angegriffen, sondern vielmehr nur zwei besondere Erscheinungen der damaligen politischen Welt: die neueste Verherrlichung kommunistischer Gleichmacherei und der religiös-schwärmerische Zug einer gewissen Klasse von Liberalen; dabei aber ist das täppische Auftreten all dieser Volksbeglucker, die Form ihres Wirkens ganz besonders geißelt worden.

Der neue Volkstribun ist durch den Helden des Gedichtes, den Bären „Atta Troll“, dargestellt, dessen Tanzkunststücke als symbolischer Ausdruck für die plumpe politische Tagespoesie aufzufassen sind. Heine hat, indem er die neuesten Kommunisten und gleichzeitig den altdeutsch-christlichen Burschenschaftler vom Jahre 1815 in einer und derselben Figur des „Atta Troll“ zusammenfaßt, allerdings Dinge miteinander vereinigt, die durchaus nicht zusammengehören. Denn die Kommunisten waren eben Anhänger der neuesten, von Heine damals noch freudig begrüßten atheïstischen Philosophie eines Feuerbach und Bruno Bauer. Der altdeutsche sentimentale Burschenschaftler war dagegen aus ganz anderem Holz geschnitzt. Abgesehen von diesem Fehler der Verquickung nicht zusammengehöriger Elemente in der Figur des „Atta Troll“, ist aber dieses satirische Epos der höchsten Bewunderung wert; es gehört zu den vollkommensten Leistungen unseres Dichters. Der plumpen Tendenzpoesie stellt er die lieblichste romantisch-verklärte Dichtung gegenüber. Der Bär hat in dem jagenberühmten Thale Nonceval, wo einst Roland gefallen war, seine Zuflucht gefunden, nachdem er der Haft des Führers entronnen war. Hier nach diesem Thale wandert der Dichter in Begleitung des gespenstischen Laskaro und enthüllt uns auf dem Wege dorthin ein poetisch anziehendes Bild nach dem andern. So kehren wir ein in der Fischerhütte am Lac de Gobe, wo der alte Führer und seine zwei schönen, lebensfrischen Nichten uns vorgeführt werden; wir folgen in Begleitung dieser Schönen der Fahrt über den nächtlichen See, lauschen dem lustigen Kinderspiel in dem Dörfchen am Bergesabhang, ziehen durch die häßliche Gegend, wo die Cagoten wohnen, und gelangen endlich zu der Hütte der Uraka, wo bei ängstlich flackerndem Licht von der alten Hexe und ihrem schweigenden Sohne die Schicksalskugel gegossen wird, die dem Atta Troll den Tod bringen soll. Schöner als alle anderen Stellen des Gedichtes, und nicht nur zu den vollkommensten Schilderungen Heines, sondern zu den Glanzpartien aller poetischen Darstellungen in deutscher Sprache gehörend, ist die Beschreibung der wilden Jagd, die der Dichter während der Johannisnacht in jenem Pyrenäenthal vorüberziehen sieht. Die phantastisch-wirren Figuren, die uns hier vorgeführt werden, sind mit einer traumhaften Anschaulichkeit entworfen, daß wir alles leibhaftig zu schauen und greifen zu können vermeinen; hier ist Bewegung, Schwung und bezeichnender Ausdruck, wie ihn selbst Heine selten erreicht hat. Aber am herrlichsten sind jene drei Frauenbilder geschildert: die Göttin Diana, die Fee Abunde und die Herodias; wer poetisch zu schauen vermag, wird gestehen, diese Figuren stehen lebend vor uns, unser Auge entzückend und unser Herz

bewegend, vor allem die schöne Herodias mit ihrem, wie der Dichter sich so bezeichnend ausdrückt, „glutenkranken“ Antlitz! Nach verworrenen Träumen über die tanzenden Bären und Gespenster folgt die ergötliche Schilderung von dem in einen Mops verzauberten schwäbischen Dichter, in der Heine seinem alten Haß gegen die Tölpel vom Neckar witzigen Ausdruck gegeben hat. Dann hören wir von weiteren satirischen Ausfällen, besonders gegen den Fürsten Lichnowski, von dem Tode Atta Troll, der Feier des erfolgreichen Jägers Laskaro und endlich von den lustigen Schicksalen der Mumma, die im Jardin des plantes ein Unterkommen gefunden hat, wo der von Freiligrath besungene Mohrenfürst als Wärter angestellt ist. Die „leberne“ politische Tagespoesie verspottend, wollte Heine in seinem satirischen Epos noch einmal das Füllhorn seiner romantischen Blumen austreuen, er stimmte das „letzte freie Waldlied der Romantik“ an. Wir glauben an die Berechtigung seiner Polemik und sind durch die Form, in der er sie gibt, in tiefster Seele gefesselt. So erscheint der „Atta Troll“ als eine der tadellosesten Gaben seines reichen Genius.

Nicht auf derselben Höhe steht das Seitenstück zu dieser Dichtung, das Wintermärchen „Deutschland“. War im „Atta Troll“ die berechtigte Tendenz in bezaubernder poetischer Verhüllung ausgesprochen worden, so begegnen uns im Wintermärchen vielfach unberechtigte Ausfälle in nicht immer poetisch gehobener Form. Heine hatte im Jahr 1843 den Wunsch gehabt, von Hamburg aus nach Berlin zu reisen, aber wegen politischer Bedenken hatte er hiervon absehen müssen. Der Zorn über die preußische Polizei hat die politische Satire des Dichters verschärft; diese persönlichen Umstände wollen wir nicht unbeachtet lassen. Aber nichtsdestoweniger bleiben viele Ausfälle gegen Preußen verwerflich und ihre Berechtigung ist durch die Ereignisse der spätern Zeit widerlegt worden. Dem preußischen Adler, dem „häßlichen Vogel“, der „schwarzen geflügelten Kröte“, sind die Federn nicht ausgerupft und die Krallen nicht abgehackt worden; es ist den rheinischen Schützen nicht gelungen, diesen Vogel von der Stange herabzuschießen; auf die neue, von Friedrich Wilhelm IV. eingeführte Pickelhaube sind des Himmels modernste Blitze nicht herabgefahren; der kölnische Dom ist nicht in einen Pferdestall verwandelt, sondern ausgebaut worden, und die Zukunft Deutschlands gleich nicht dem Inhalt jenes Gefäßes, das die Harmonia dem Dichter zeigte. Immerhin bleiben viele Einzelheiten der poetischen Schilderung patend und ansprechend. In der Beschreibung von den drei Sälen des Kaisers Rothbart zeigt sich wieder die anschauliche Darstellungskraft des Dichters, und der berühmte Schwung des Eingangs-

Kapitels, beseelt von jenem neuen Evangelium der Weltlust, der griechisch-heitern Sinnesfreude, wird auch auf diejenigen seinen Eindruck nicht verfehlen, welche glauben, daß solche Lebensphilosophie zu keinem geistlichen Ziele führt. Auch wird man die pathetische Wucht der drohenden Schlussverse gegen Friedrich Wilhelm IV. nicht verkennen dürfen. Aber während der „Atta Troll“ als ein Ganzes bezaubernd wirkt und nur im einzelnen geringe Schwächen aufweist, ist das „Wintermärchen“ im ganzen unerfreulich und nur im einzelnen voll treffender Satire und poetischer Schönheit.

Heine von früher Jugend an hat sich Seine als ein Meister der Balladen- und Romanzendichtung bewährt. Während seiner Pariser Zeit hat er diese Seite seines poetischen Könnens zu noch größerer Vollkommenheit ausgebildet als zuvor. Aus den „Neuen Gedichten“ gehören hierher, außer dem schon erwähnten „Tannhäuser“, die Romane vom Ritter Olaf und die von der Frau Mette. Beide wirken inhaltlich ergreifend und sind in der Form hoch vollendet. Wie der Ritter Olaf, der wegen verbotener Liebe zu einer Fürstentochter den Tod erduldet, noch in der letzten Stunde die Stelle segnet, wo jene Schöne sich ihm ergeben hatte, ist tief poetisch; und die Liebesgewalt, mit der Herr Peter die vermählte Frau Mette zu sich lockt (wahrscheinlich eine Anspielung auf die Gewalt, die Heine noch über die vermählte Therese übte), klingt bestrickend aus jenen Versen wieder. Im „Romanzero“ nun (welchen Namen Campe dieser Gedichtsammlung gegeben hat) tritt die Romanzendichtung herrschend in den Vordergrund. Im „Schelm von Bergen“, im „Schlachtfeld bei Hastings“, in „Karl I.“, in der „Romare“, im „Nohrentönig“, im „Dichter Firdusi“, in den „spanischen Atriden“, im „Ura“ zeigt sich des Dichters Kraft in ihrer Vollendung. Man vergleiche nur Heines „Schelm von Bergen“ mit dem von Simrock, um zu erkennen, was ein gottbegnadetes Genie und was ein gefälliges Talent zu leisten vermögen. In allen diesen Gedichten tritt eine tief-schmerzlich pessimistische Lebensauffassung zu Tage. Der Dichter wiederholt immerfort das Lied von herben Schicksalsschlägen, von menschlicher Gemeinheit und von dem traurigen Untergang alles Schönen auf dieser Erde. Man blickt in eine Welt phantastisch grell geschilderten Jammers hinein, wie sie den Fieberträumen des von schwerem Unglück niedergeworfenen todkranken Dichters entsprach. Am schauerlichsten sind die Nachtstücke von der „Pfalzgräfin Jutta“ und der „Nächtlichen Fahrt“; schauerlich desgleichen ist das Gedicht „Waldeinsamkeit“, in welchem Heine seine tiefe Kenntnis des Volksaberglaubens und sein persönliches Leid zugleich zum Ausdruck bringt. Seine

düftere, weltchmerzliche Lebensauffassung zeigt sich fernerhin in der im ersten Band der „Vermischten Schriften“ veröffentlichten Romanze „Das Sklavenschiff“. Und auch in der Neuen Welt, in Amerika, herrscht menschliche Selbstsucht und Gemeinheit und menschlich trübes Geschick, wie es der „Vigilipukli“ und das symbolisch bedeutungsvolle Gedicht „Bimini“ kundgeben. — Die Form dieser Romanzen zeigt eine Veränderung gegenüber derjenigen aus früherer Zeit: war Heine früher durch knappen, treffenden Ausdruck ausgezeichnet, so ist dies von den Gedichten seiner letzten Periode nicht immer zu sagen. Noch zeigt er die alte unvergleichliche Meisterschaft knapp zutreffenden, packenden Ausdrucks in dem berühmten „Asra“, aber in andern Romanzen befremdet er uns durch redselige Breite. Indessen für diesen Mangel knapper Schilderung entschädigt er durch die außerordentliche Anschaulichkeit und den Farbenreichtum seiner Darstellung. Die Neigung, den Ausdruck des gewöhnlichen Lebens in seine Verse einzuflechten, zeigt er jetzt noch mehr als früher, er gewinnt hierdurch eine noch größere Natürlichkeit; aber manche dieser Wendungen zerstören die poetisch gehobene Stimmung. Alles in allem genommen sind diese Romanzen aus Heines letzter Zeit Dichtungen von außerordentlich packender Kraft und namentlich von unvergleichlicher Originalität. Indessen durch ihre trübe Weltanschauung und durch jene Sinnmischung unpoetischer Ausdrücke lassen sie doch einen reinen poetischen Genuß oft nicht in dem Grade aufkommen, wie die Gedichte der früheren Zeit. Beurteilt man sie indessen nach ihrer Originalität, nach der Wahrheit und Tiefe der ethischen Weltanschauung und nach der Anschaulichkeit der Darstellung, so stehen sie höher als alle früheren Leistungen. — Bemerkenswert ist noch, daß sich Heine, der früher in seinen Versen aller Lehrhaftigkeit abhold war, in seinen letzten Jahren der didaktischen Fabel zuneigte; derartige Gedichte sind die „Libelle“, der „Tugendhafte Hund“, „Pferd und Esel“ und viele andere. Sie geben die Gedanken allerdings in der Form anschaulicher Vorgänge aus dem Tierleben wieder, aber der allegorisch-symbolische Sinn tritt doch in voller Nacktheit hervor und zerstört auf die Weise die Freude rein sinnlicher Dichtung. — Den Schluß des „Romanzeros“ bilden die „Hebräischen Melodien“, in denen Heine seiner Rückkehr zum Glauben seiner Väter poetischen Ausdruck gegeben hat. Diese Gedichte sind im einzelnen durch große Schönheit ausgezeichnet, im ganzen aber nicht genügend gefüllt und viel zu breit. Das beste Stück ist das dritte der kleinen Sammlung: „Die Disputation“, in welcher Heine seiner Abneigung gegen die Priester jedwelder Kirche Ausdruck verliehen hat.

Will man die Gesamtheit von Heines Individualität gerecht wür-

digen, so ist es notwendig, seine Gefühls- und Willensäußerungen und seine Phantafie- und Verftandesbegabung zu fcheiden. Nach Seite des Gefühls zeigt Heine merkwürdige Gegenfätze: er hat die deutfch-roman- tische Sentimentalität in fich aufgenommen und hat fie gefteigert und leidenschaftlich befeelt durch die glühende, hyperbolifche Empfindungs- weife des Orientalen. Daneben aber zeigt fich die fatirifche Erhebung des vielgeprüften, reicherfahrenen, mit allen Höhen und Tiefen des Lebens vertrauten Weltmannes. Aus diefem Gegenfatz einer hochpoetifchen und weltlich-realiftifchen Auffaffung gehen die merkwürdigen Kontrafte feiner Dichtung hervor. In Bezug auf Willensbethätigung ift er der unprak- tifchen Geduld des eingeborenen Germanen abgeneigt, er ergreift nächfte Ziele mit behender Sicherheit und Rückfichtslofigkeit; er ftellt fich mit- ten hinein in das politifche Welttreiben. Aber die Stetigkeit und Feftig- keit der Gefinnung, die wichtigfte Eigenschaft des Politikers, befitzt er nicht, vielmehr ift feine leicht-bewegliche Seele bald von diefer, bald von jener Seite der Erfcheinungen in höherem Grade gefeffelt. Alle Härte des Charakters ift ihm fremd, er ift vielmehr reich an Herzengüte und förderndem Wohlwollen; aber fobald er von feiner fatirifchen Auffaffung beherrfcht ift, ergeht er fich rückfichtslos in kühnen Angriffen, ohne Klug- heit und Vorficht, und gegen wen immer es fei. Seinem Charakter liegt alle lauernde Verfchloffenheit vollkommen fern, vielmehr trägt er fein Gefühl mit rückfichtslofer Offenheit auf der Zunge. Er ift als ein Mann des praktifchen Weltlebens im einzelnen Falle voll durchgreifender Wil- lenskraft und befitzt Mut, Kühnheit, ja Verwegenheit. Aber in dem Kampf gegen die Regungen der eigenen Bruft ift er meift fchwach, er folgt ausschließlich dem inneren Impuls, der häufig edel, ja aufopfe- rungsvoll, häufig aber auch, wenn Lächerlichkeit, Widerftand oder An- griff ihn reizte, ausfallend, rachfüchtig und vernichtend ift. — So ift unfer Urtheil über die Gefühls- und Willensrichtung des Dichters, über feinen Charakter, von Gegenfätzen hin- und hergeworfen; bald find wir ihm von Herzen zugethan, bald fhreckt uns die Ungerechtigkeit feines erregten, fatirifchen, rachfüchtigen Wesens zurück. Aber wir wiffen, wie vieles in diefer letzten Beziehung durch die zahlreichen harten Schick- fale erklärlich und entfchuldigbar wird.

Geradezu glänzend und dem Beften, was es in der Gefchichte des Geiftes gibt, zu vergleichen ift aber Heines Begabung nach der Seite der Phantafie und des Verftandes. Er befitzt eine überaus fcharfe und behende Auffaffungsgabe, er befitzt ein lebensvolles Intereffe für die mannigfaltigften Dinge diefer Welt. Der Verlauf feiner Vorftellung ift wie bei dem wahren Genie überaus fchnell; alle Gedanken fügen fich in

große Zusammenhänge ein, sie verbinden sich leicht mit fern entlegenen Vorstellungen und führen zu überraschenden, glänzenden Einfällen; von ihm gelten die Worte Goethes im „Tasso“: „Das Weitzerstreute sammelt sein Gemüt, und sein Gefühl belebt das Unbelebte!“ Und mit dieser Originalität der Darstellungsverknüpfungen vereinigt Heine, was so überaus selten in ein und derselben Seele verbunden ist: eine hervorragende Anschaulichkeit der Phantasie; die Vorstellungen haben bei ihm und namentlich in seinen letzten Jahren eine sinnliche Deutlichkeit, die fast derjenigen halluzinatorischer Traumgebilde gleichkommt. So erkennen wir in Heine einen Mann von unvergleichlicher Begabung, die freilich zu einer reinen harmonischen Entfaltung nicht durchgedrungen ist — aber eben in der Disharmonie seines Wesens spiegelt sich die Disharmonie einer unfertigen und ungeklärten Geistesepoche wider. Er ist indessen nicht nur durch die poetischen Schönheiten seiner Werke, sondern auch durch ihre kulturgeschichtliche Bedeutung einer der ersten Geister des 19. Jahrhunderts; seine Dichtungen und seine Prosawerke mit ihrem reichen, mannigfaltigen Gemüts- und Lebensinhalte sind und bleiben der Spiegel und die abgekürzte Chronik seiner Zeit.